

Dug [Fortsetzung]

Autor(en): **Hanhart, Dorette**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 14

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637123>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 14 - 24. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

7. April 1934

Hoffnung. Von Emanuel Geibel.

Und dräut der Winter noch so sehr
Mit trotzigen Gebärden,
Und streut er Eis und Schnee umher:
Es muss doch Frühling werden.

Und drängen die Nebel noch so dicht
Sich vor den Blick der Sonne,
Sie wecket doch mit ihrem Licht
Einmal die Welt zur Wonne.

Blast nur, ihr Stürme, blast mit Macht!
Mir soll darob nicht bangen;
Auf leisen Sohlen über Nacht
Kommt doch der Lenz gegangen.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt, auf Gott vertraut!
Es muss doch Frühling werden!

Da wachet die Erde grünend auf,
Weiss nicht, wie ihr geschehen,
Und lacht in den sonnigen Himmel hinauf
Und möchte vor Lust vergehen

Sie flicht sich blühende Kränze ins Haar
Und schmückt sich mit Rosen und Aehren
Und lässt die Brunnlein rieseln klar,
Als wären es Freudenzähnen.

Drum still, und wie es frieren mag,
O Herz, gib dich zufrieden!
Es ist ein grosser Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Dug. Novelle von Dorette Hanhart.

Als Dug am Sonntagabend ihr Zimmer betrat, lag ein Eilbrief für sie bereit. Man rief sie nach Hause zu ihrer schwer erkrankten Mutter. Sie wunderte sich nicht über dieses Zusammentreffen. Kleines Leid, kleines Glück, lag nicht im Schoße dieser Tage. Sie padte in einer lautlosen Trauer den Koffer und erbat sich telephonisch ihren Urlaub. Christoph sah sie nicht mehr. Sie versagte sich den brennenden Wunsch, von ihm Abschied zu nehmen. Tröstelnd saß sie am frühen Morgen im Zug, der sie wegtrug aus dem Bereich eines kurz geschauten, aber tief erlebten Schicksals.

Sie stürzte sich in ihren Pflichtenkreis mit einer Aufopferung, die ihrer seelischen Ungepanntheit entsprach. Jede kleinste Forderung hätte sie als Unrecht empfunden. Einmal schrieb Christoph, daß er in wenigen Tagen nach Hause reise. Aus seinen Worten sprach tiefste Niedergeschlagenheit; er fühlte sich in Unrecht verstrickt. Dug verwies ihm Reue und Kleinmut; ihre Verbundenheit war aus keinem Zufall gewachsen. Es galt seinen Taten gegenüber stark zu

bleiben und sich nicht an einem Gefühl zu vergreifen, das in einer Sternennacht kristallhell aufgeleuchtet.

Sie verdoppelte ihre Kräfte und wurde nicht müde, sich Christophs innerer Zerrissenheit anzunehmen. Ihr Wunsch, den geliebten Mann zu seinem späteren Leben tauglich zu machen, drängte sie zu einer derartigen Entselbstung, daß Weißmann annehmen mußte, Dugs inneres Gleichgewicht sei keiner Gefahr ausgesetzt. Von da an wurde er ruhiger. Zudem fesselte ihn eine berufliche Angelegenheit aufs engste, und aus dem verwirrenden Brausen des Blutes und seelischen Bindungen erhob sich kühl sein Daseinswille. Seine Briefe verloren in der Folge den Zug von Ratlosigkeit. Dug, ihrer wahrsten und brennendsten Aufgabe enthoben, suchte sich in körperlichen Leistungen zu ermüden. Ihre Mutter verwehrte ihr in ihrer ungeduldigen Genesungszeit dieses maßlose Ausgeben der Kräfte nur schwach. Die Folgen blieben nicht aus. Dug erkrankte an Brustfellentzündung und als sie nach vielen Wochen aufstehen konnte, war es nur deshalb, um in ein Sanatorium verbracht zu

werden. Als man ihr zum erstenmal eingelaufene Briefe überreichte, lag darunter die Vermählungsanzeige von Christoph Weißmann und Martha Heim.

*

Einige Jahre später lernte Dug Johannes kennen. Ihre müde Schwermut zog ihn an, weil er sie an sich nicht kannte. Da mochte eine Vergangenheit Zeichen hinterlassen haben. Es lockte ihn, diese zu entziffern. An einem Abend — Dug war zu jener Zeit Sekretärin eines Arztes und deshalb ungleich beschäftigt — kam sie später als gewöhnlich nach Hause. Sie bewohnte mit Elinor eine kleine, neuzeitliche Wohnung. Ihre Freundin war Lehrerin an einer höhern Mädchenschule und beide wünschten von ihrem Zusammensein gänzliche Unabhängigkeit.

Als Dug ihr Wohnzimmer betrat, saß Johannes am Schreibtisch.

„Elinor ließ mich hinein“, sagte er flüchtig aufblickend, „sie ist ausgegangen. Ich hütete die Wohnung.“

„So“, sagte Dug und ging hinüber ins Badezimmer. Sie fühlte sich müde und angespannt und wäre lieber allein gewesen. Sie wusch sich Gesicht und Hände, fuhr mit der Bürste über die Haare. Einen Augenblick besann sie sich, ob sie sich umziehen sollte. Nein, überlegte sie schnell, das sieht zu wichtig aus, zu absichtlich auch. Johannes will immer etwas erraten; so junge Pädagogen mit medizinischem Einschlag sind stolz auf ihre Schlüsse. Ich will bleiben wie ich bin.

„Soll ich Tee aufstellen für Sie“, rief Johannes. Dug lächelte. Es überraschte sie immer noch, daß junge Leute so selbstverständlich dies und jenes taten, ihre fortschrittliche Einstellung auf diese Weise betonten.

„Ja, bitte.“

Und nun besann sie sich doch nochmals ernstlich, ob sie sich hübsch machen wollte. Johannes Einfall, Tee für sie zu kochen, rührte sie. Aber sie öffnete die Türe und ging wie sie war zu ihrem Gast.

„Ich weiß nicht, was Sie speisen wollen, Dug. Soll ich Eier kochen und wie viele?“

Johannes steckte den Kopf aus der Küche.

„Es ist nett, wie Sie für mich sorgen“, sagte das Mädchen beinahe dankbar. „Doch kommen Sie nur. Ich nehme ein Butterbrot und dazu eine Orange. Sie halten doch mit? Wo bleibt Ihr Geded?“

„Nur Tee für mich, und Zigaretten bitte, wenn Sie haben.“

Später fragte Dug: „Was haben Sie denn geschrieben, ehe ich kam?“

„Wollen Sie es hören, Dug? Ein Anfang, ich weiß noch nicht zu was. Ich möchte einmal einen Roman schreiben, wissen Sie, aber ich bekomme vorläufig nichts als Fetzen in die Hand.“

„Wie alt sind Sie, Johannes?“

„Vierundzwanzig.“

„Das ist wenig, um einen Roman zu schreiben. Ich bin siebenundzwanzig, Johannes, und wenn ich überhaupt zum Schreiben begabt wäre, fühlte ich mich beinahe noch zu jung dazu.“

„Drei Jahre mehr, was bedeutet das, Dug!“

„Es bedeutet sehr viel. Ich bin eine Frau. Die Jahre einer Frau zählen doppelt. Doch nun lesen Sie.“

Johannes zog ein schmales Stück Papier aus der Tasche.

„Gerecht sein, heißt leer und leidenschaftslos sein. Eine Sache überschauen, Aermster, du bist zu Ende gekommen damit. Sehne ich mich etwa nicht zurück zu jenen brennenden Leiden, zu tobendem Aufruhr? Selbst zur Erbitterung, zur zornwütigen Trunkenheit? Wie wehrte ich mich einst dagegen. Ach wir verstehen den Sinn alles Lebens erst viel später.“ — „Das ist alles, Dug.“

„Es ist sehr viel. Sie hätten es am Ende Ihres Lebens nicht weißer sagen können. Wie kommen Sie dazu, so etwas zu wissen, jetzt schon?“

„Vielleicht schwammen diese Sätze in Ihrem Zimmer und ich brauchte sie nur einzufangen.“

Dug wurde rot.

„Sie hätten also Neze ausgelegt bei mir? Was wollen Sie eigentlich, Johannes. Sie müssen es mir ganz aufrichtig sagen.“

„Will ich denn etwas? Sie sprechen oft so sonderbar. Mir kommt es vor, als stellten Sie sich in einer bösen Laune außerhalb des Lebens und betrachteten es mit zugekniffenen Augen. Und nun sage ich zu Ihnen dasselbe: Sie sind zu jung dazu.“

Dug, plötzlich weich und müde, die Haltung vergessend, die sie Johannes gegenüber meist annahm, mit kindlichem Gesicht:

„Ich mag es gerne, wenn Sie so mit mir sprechen. Nur dürfen Sie nicht an mir herumrätseln. Das verpflichtet beinahe zu einer Vergangenheit. Ich habe nichts Besonderes aufzuweisen. Mir genügt schon, daß es mir nicht gelang, meine Erfahrungen ohne lästige Ueberreste ordentlich und sauber auf eine Kette aufzureihen. Ah, zurück? Guten Abend, Elinor.“

An jenem gleichen Abend, Dug suchte etwas in der Truhe, in der sie Schriftstücke, Tagebücher und Briefe aufbewahrte, fiel ihr ein Blatt Papier in die Hand. Zum erstenmal seit vielen Monaten wollte sie einen Blick darauf tun. Sie fühlte sich heute ferner und deshalb stärker. Es war ein Brief von Weißmann. Sie überflog die erste Seite, kam nicht weiter, denn schon wieder regte sich in ihr die unverwundene, alte Qual. Wenn die Menschen ahnten, was ihnen durch eine große Liebe bevorsteht, sie würden ihr Herz hart machen wie Stein. Dug hatte das Empfinden, daß sie wohl imstande wäre, diesen Schmerz zu ertragen, daß das, was sie quälte und zwar ununterbrochen hartnädig verfolgte, wenig zu tun hatte mit dem bloßen Verzicht auf eine Liebe. Nein, was sie beinahe nicht ertrug, auch jetzt nach vielen Jahren noch nicht ertrug, wurzelte in der Erkenntnis, daß der seelische Hochflug zweier Menschen unter einem nächtlichen Sternenhimmel sich als so vergänglich erwies wie irgend etwas. Schon die Tatsache allein, daß sie sich mit ihren Gefühlen auseinander setzen mußte, fand sie beinahe so schlimm, wie wenn sie über die Größe der verausgabten Werte streiten wollte.

Während sie die Truhe hastig abschloß, überlegte sie nochmals mit der nörgelnden Sucht, festzunageln, ob nicht doch die Heirat Christoph Weißmanns ihren hartnädigen

Schmerz nähre. Nein, nein, das war es gewiß nicht und in diesem Augenblick spürte Dug, daß ja dies ein Kinderpiel bedeutete gemessen am andern.

*

Johannes las vor. Er tat es mit einer verdunkelten, seltsam eindringlichen Stimme.

„Dieses rosa getönte Geschirr vor mir mit den Hyazinthen ist erst seit heute so unbeschreiblich schön. Auch vor dem Fenster das weiche Februargrau. Am Morgen versuchen die Vögel zu singen. Bald ist es März. Die Erde braun und weich. Blumen kommen aus dem Boden. Dann kann ich nicht mehr an Vergangenes denken. Habe keine Zeit

dazu. Muß umhergehen, horchen, schauen. Wandern, Menschen treffen; ja dann habe ich genug zu tun vom Morgen bis zum Abend. Vielleicht auch vom Abend bis zum Morgen. Es ist nur einmal März im Jahr. Und wenig Jahre lebt ein Mensch. Ich mag es nicht, wenn man von Sternen spricht und ihrer Bahn. Wie kann ein Mensch es wollen mit seiner Müdenbestimmung. Meine Freundin liebt die Blumen und die grüngoldenen Käfer und vor allem die Schmetterlinge. Sie findet deren Dasein schön von Anfang bis zum Ende. Und kürzer als die Jahre einer Frau. Daran gemessen bleibt uns Zeit, noch vieles zu tun. Wenn auch in Eile. Eile ist nicht dasselbe wie Hast. Diese ist unvollkommen und fehlerhaft, jene aber kann wie ein leichtes Fieber alles eindrucksvoller erscheinen lassen. Es liegt Rhythmus darin, eine drängende Notwendigkeit. Nur was sein muß, von innen heraus kommt, ist schön.“

Johannes ließ das Blatt sinken.

„Sie sind weiß Gott ein Dichter, Johannes.“

„Noch nicht, Dug. Aber ich werde einer. Durch Sie ...“

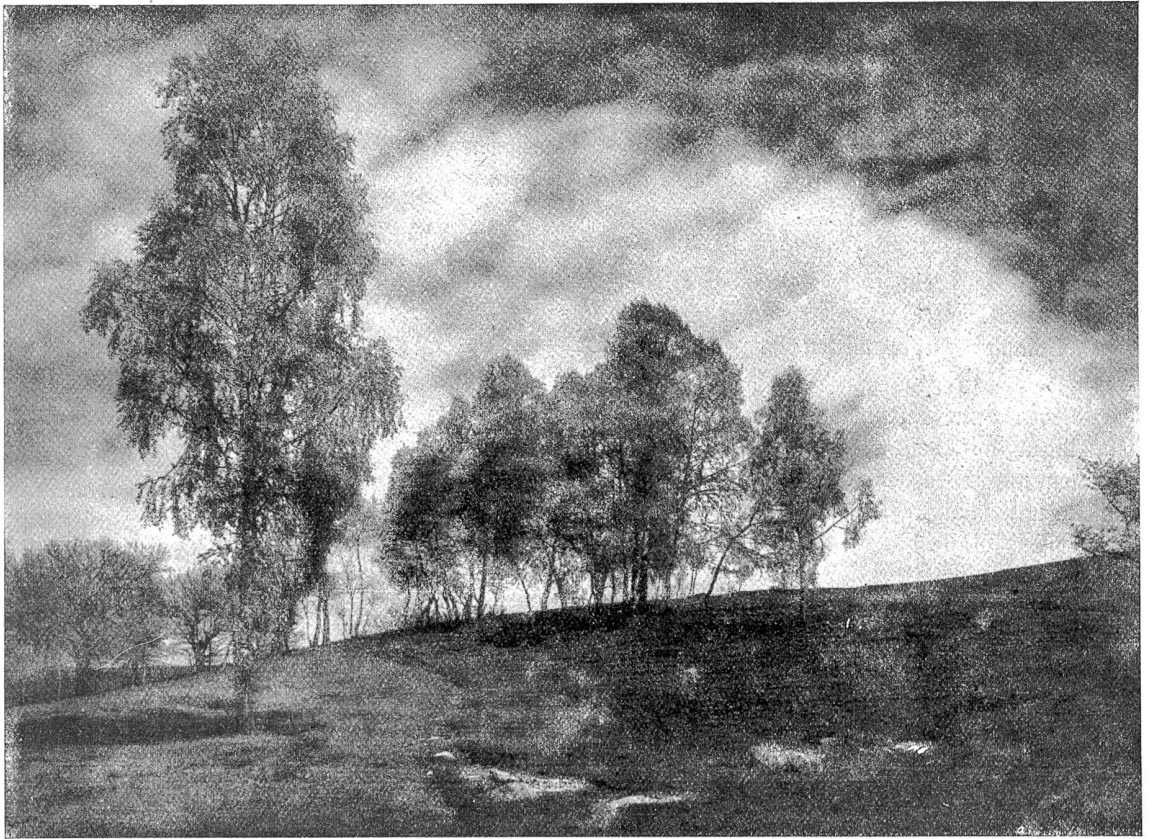
„Wieso durch mich?“

„Wie können Sie fragen, Dug, Sie, die soviel vom Leben verstehn. Ich liebe Sie doch.“

Er sagte es beinahe unwillig. Dug darauf:

„Lesen Sie die Stelle nochmals: ... und wenig Jahre lebt ein Mensch. Haben Sie das auch schon empfunden? Ich glaubte, das wüßte man erst nach einem ganz bestimmten Erlebnis.“

Sie sah auf. Johannes schwieg. Da erhob sie sich, trat hinter seinen Stuhl:



Tessiner Frühling. Nach einer Photographie.

„Sie lieben mich also, Johannes? Glauben es zu tun?“

„Ja, ja“, sagte er heftig, beinahe böse, „warum glauben Sie mir denn nicht?“

„Weil ... Doch, ich glaube Ihnen. Sie haben recht. Das Leben ist kurz. Und ohne Liebe ein Nichts.“

„Dug, Dug.“ Johannes griff nach ihren beiden Händen und wühlte sein Gesicht in ihre Höhlung.

Gibt es Beziehungen zwischen Menschen, die über eine Stunde hinaus vollkommen ehrlich sind? Die menschliche Natur müßte einfacher sein, um sich die ungestörte Sauberkeit zu bewahren. Dug sah ihren Irrtum eigentlich in dem Augenblick ein, als Johannes sie zum erstenmal küßte. Es war angenehm, sie gestand es sich ein, aber es erschütterte sie nicht. Eine Frau, die Küsse empfängt, ohne sich ihrer Weiblichkeit bewußt zu werden, sollte ihren Gefühlen näher auf den Grund gehen. Die Sehnsucht nach Liebe lebte in Dug viel eindeutiger als ihre Liebe selbst. Die Liebe hieß nicht Johannes, sie hieß weiß Gott immer noch Christoph. Jenes Erlebnis hielt sie fest, weil der natürliche Ablauf im unrichtigen Augenblick abgelenkt wurde. Sie konnte sich davon nicht befreien, weil es nicht ausgeschöpft war. Dug hing im Leeren. Konnte man es ihr übelnehmen, daß sie wieder einmal Fuß fassen wollte? Nein, das durfte man billigerweise nicht. Sie war doch jung, mußte den Versuch machen, mit sich und der Welt ins Geleise zu kommen. Die Menschen um sie herum lebten alle besser als sie. Elinor zum Beispiel bewegte sich wie eine kleine Sonne; strahlte, überstrahlte, zog an, hatte ihre Freude an vielen Dingen. Sie war nicht im geringsten leichtfertig, aber von einer sinnlichen Bewegtheit, um die man sie beneiden konnte.

Eben hörte Dug, wie ihre Freundin nach ihr rief. Sie ging hinüber, die Türe war nur angelehnt, Elinor lag auf dem Ruhebett, sehr blond, mit einer bräunlichen Haut und eindeutig hellen Augen.

„Dug“, sagte sie, „wenn sich heute meine Schülerinnen mit ein paar Worten nicht ergreifen lassen, hänge ich meinen Beruf an den Nagel.“

„Mit was für Worten?“ fragte Dug.

Elinor hob ein grünes Bändchen vom Boden und schlug es auf.

„Sommer war's, mitten im Tag, an einer Ecke des Zauns“, las sie.

Neben dem Bett hing der Tennisschläger, zwei Hanteln lagen auf dem Tisch. Elinor besaß einen straffen, schmalen und durchgearbeiteten Körper. Aber sie las Jacobsen und sie ließ sich davon hinreißen. Dug stand am Fenster, blickte hinaus auf den zarten Rasen. Sie sagte abgewandt:

„In deinem Leben sind wohl keine Reste; alles sauber, blank, aufgeräumt, an Ort und Stelle ...“

„Sommer war's ... wie meinst du, Dug?“

Elinor ließ das Buch sinken. „Keine Reste?“

Sie erhob sich, zog den Rock glatt, sah an sich nieder.

„Warum fragst du?“

„Weil ich dich beneide.“

„Um meine kahlen Wände?“

Eine Schärfe in der Stimme ließ Dug den Kopf wenden. Elinor stand vor dem Spiegel und fuhr sich mit der Puderquaste über das Gesicht. Sie schien bereits wieder vollkommen gleichmütig.

„Kahle Wände! Ach, das meinte ich doch nicht.“

„Nun, Dug, man hat entweder das eine oder das andere. Beziehungslosigkeit, ein Leben ohne Spannung, aber auch ohne Kummer, oder man ist tief verstrickt nach der einen oder andern Seite, vielleicht nach beiden. Seltsam weich und bodenlos versinkend, vielleicht ertrinkend, um Leben kämpfend ... nein, Dug, beklage dich nicht.“

Elinor bürstete ihr Haar, sah geradeaus in den Spiegel.

„Was macht Johannes?“

„Er schreibt zusammenhanglose, aber vollkommene Sätze.“

„Armer Junge! Aus unglücklicher Liebe zu dir natürlich.“

„Unglücklich? ...“

„Ja, Dug, und du mußt es ihm sagen.“

Elinor griff nach ihrer kleinen Mütze.

*

Dug war längst nicht mehr bei jenem Arzt. Sie lebte in einer andern Stadt, fern von Elinor. Und Johannes war auch aus ihrem Leben verschwunden. Sie arbeitete wieder in einer städtischen Bibliothek, im Zwielicht dämmeriger Räume, im seltsamen Geruch aufgestapelter Bücher. Ihre kleine Wohnung befand sich diesmal über einem ziehenden Fluß. Das Wasser zog unermüdlich unter ihrem Fenster vorbei. Dieser Anblick erinnerte sie an ihr eigenes Leben. Auch dieses ging vorbei; auch das ertrank im großen Wasser der Ewigkeit.

Eines Tages bekam sie einen Brief von Christoph Weißmann. Er weile in der Nähe und beabsichtige, Dug zu besuchen. Sie müsse nun endlich einmal seine Frau kennenlernen. Dug kam es vor, als würden Dämme in ihr umgestoßen. Christoph sehen, nach diesen langen Jahren wiedersehen, zum erstenmal seit jener Sternennacht! Ihr schwindelte. Die Bangigkeit der Erwartung war verwirrend süß, gemessen an der jahrelangen Leere. Am Abend vor der Begegnung erprobte sie nochmals ihre Kraft am Lesen einiger Briefe. Es waren nicht sehr viele; alle noch vor der Heirat geschrieben. Was nachher kam, zählte nicht. Diese kurzen Mitteilungen von unterwegs tönnten nicht frei, schienen verkrampft und bewirkten in Dug jene Schwermut, die sie nicht los wurde. Sie löste die Klammer, die die Blätter zusammenhielt. Was irgendwo: „Wie, wenn das, was vor mir liegt, eine Trennung für immer bedeutete? Daß man sich trennen kann, fassst du es? Du wirkst in mir in deiner sanften Fraulichkeit wie Maria, die Gottesmutter, und wenn ich gläubig wäre, läge ich Tag und Nacht auf den Knien vor ihrer lieblichen Gnade und ich wüßte nicht, wem meine Sehnsucht gälte. Ich werde dich mir bewahren, Dug; meine Liebe zu dir retten, auch dann, wenn andere Kräfte wirksam werden.“

Dann: „Eine solche Verschwendung von tausend Ausstrahlungen, die niemandem gehören als dir. Lieben, Dug, aus Ferne und Trennung heraus, ist Ohnmacht, vergebliches Bemühen, gehört zu werden. Ich bin heiser vom Schreien, ermattet vom Flüstern deines Namens ohne Ende. Ich kann nicht mehr. Es sei, die Liebe bette sich um. Ich muß aus dem herrlichen Pferd Leidenschaft ein folgsames Haustier machen.“

Wieder krampfte sich Dugs Herz zusammen. Aber in ihre Bewegtheit mischte sich etwas anderes. Es lag Hoffnung in dem Morgen. In ihrem Fall gab es nichts anderes, als hochherzig sein. Sie mußte sich an Dinge halten, die ihre Wahrheit tief eingebettet in sich trugen.

(Fortsetzung folgt.)

Emanuel Geibel.

Zum 50. Todestag, 6. April 1934.

Emanuel Geibel gehörte zu den vollstümlichsten Dichtern des 19. Jahrhunderts. Er war lange Zeit der erklärte Liebling der schöngeistigen Leute. Viele seiner Gedichte wurden vertont, sind ob ihrem Wohlklang und ihrer sprachlichen Reinheit schon an und für sich Musik. Am bekanntesten sind sicher: „Der Mai ist gekommen“, „Wer recht in Freuden wandern will“, „Wo still ein Herz in Liebe glüht“, „Herr, den ich im Herzen trage“, „Ich sah den Wald sich färben“, „Schon fängt es an zu dämmern“, „Das sterbende Kind“ („Wie doch so still dir am Herzen ruhet das Kind“), „O stille dies Verlangen“, das Spielmannslied mit dem Rehrim „Ich hab' dich lieb, du Süße, du meine Lust und Qual“, weiter „Wenn sich zwei Herzen scheiden“, „Und dräut der Winter noch so sehr“, das tiefempfundene „Am Mitternacht“, das „Lied des Alten im Bart“, das wunderschöne „Ueber die sonnigen Bergespitzen“. Viele dieser Gedichte sind als Lieder oder in ihrer gebundenen Form Volksgut geworden. Herrlich schöne Weisen finden wir auch in der Liederreihe „Ada“, seiner ersten, verstorbenen Frau gewidmet. Kräf-